

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Jetzt aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat; und niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? Doch weil ich das zu euch geredet habe, ist euer Herz voll Trauer. Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist gut für euch, dass ich weggehe. Denn wenn ich nicht weggehe, kommt der Tröster nicht zu euch. Wenn ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden.

Und wenn er kommt, wird er der Welt die Augen auftun über die Sünde und über die Gerechtigkeit und über das Gericht; über die Sünde: dass sie nicht an mich glauben; über die Gerechtigkeit: dass ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht seht; über das Gericht: dass der Fürst dieser Welt gerichtet ist.

Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen.

Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, wird er euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht aus sich selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen. Er wird mich verherrlichen; denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das ist mein. Darum habe ich gesagt: Er wird's von dem Meinen nehmen und euch verkündigen.

Liebe Gemeinde,

am vergangenen Sonntag – es war ja Muttertag – habe ich meine Eltern besucht. Und wenn ich da einfahre, kommen mir oft Erinnerungen aus Kindertagen. Beispielsweise erinnere ich mich noch an das Lied: „Weil ich Jesu Schäflein bin“. Ich glaube, ich habe es im Kindergarten gelernt. Ich hab' das Lied gemocht, und Melodie und Text – zumindest der vom ersten Vers – sind mir noch im Kopf.

Jetzt hat mir eine Kollegin vor kurzem erzählt, das sei eines ihrer Lieblingslieder. Ich hab' gestaunt. Für mich war das immer ein Kinderlied, und ich kann mich nicht erinnern, dass ich es als erwachsener Mensch auch nur ein einziges Mal gesungen hätte. So leicht mir das Lied als Kind über die Lippen ging, so wohligh auch das Gefühl von Geborgenheit ist, das ich da gespürt habe – als erwachsener Mann will ich von mir nicht als Schaf singen, und auch nicht als Schäflein. Und wenn's das Schäflein von Jesus wäre. Das Herdentier, vom Hirten Tag für Tag auf altvertrauten Wegen zu den Weideplätzen geführt – das passt nicht zu meinem Leben, nicht zu dem Maß an Verantwortung, das ich mittlerweile selbst für meine Kinder trage, für meine Familie, und auch nicht zu der Verantwortung, die meine Aufgabe in der Gemeinde mit sich bringt. Ich mache mich nicht gerne kleiner, als ich bin.

Wäre ich damals unter den Jüngern Jesu gewesen, und hätte ich von ihm gehört, was wir gerade als Predigttext gehört haben, es hätte wahrscheinlich ziemlich rumort in mir. Ich mag es nämlich auch nicht, wenn mir ein anderer sagt, was ich tragen oder verstehen oder aushalten kann und was nicht. „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber jetzt könnt ihr es nicht tragen“ – das hätte ich wohl nicht einfach geschluckt. „Freilich kann ich's aushalten. Und wenn nicht, dann lass es meine

Sorge sein. Jetzt sag schon, was du noch sagen musst.“ So oder so ähnlich hätte ich wahrscheinlich reagiert.

Ich will gerne selber entscheiden können, was ich mir zumute und was nicht. Ich will überhaupt selber entscheiden können, will Bescheid wissen, will selber machen und tun. Weil ich ja kein dummes Schaf bin, das der Herde oder dem Hirten hinterher tritt.

Manchmal, da strengt mich das an. Eigentlich strengt es mich ziemlich oft an, und viel zu oft kommt es vor, dass ich abends nach Hause komme und mir meine Kinder etwas erzählen wollen, und ich bekomme es gar nicht richtig mit, weil mir der Kopf noch brummt. Zu viele Gespräche, Telefonate, Emails, die mir noch nachgehen, zu vieles, was noch offen ist. Zu viele Bälle, die ich gleichzeitig jongliere.

Und wenn ich mir's recht überlege, dann komme ich nicht nur mit dem, was ich kräftemäßig handeln kann, immer wieder an meine Grenzen. Mir geht es immer wieder, eigentlich ununterbrochen, auch mit dem Verstehen und Begreifen so. Nicht so sehr im Alltag. Da weiß ich im Pfarramt im Wesentlichen, was zu tun ist. Und wenn nicht, weiß ich, wen ich fragen kann. Und zu Hause reicht es noch gut, um gegebenenfalls mal eine Mathehausaufgabe mit anzuschauen.

Aber bei den großen Fragen, da fehlen mir die Antworten. Bei der Frage nach dem Leid in der Welt. Ich war mal eine Weile in Nepal. Die Bilder von dem Erdbeben vor wenigen Wochen sind mir nahegegangen. Und die Bilder von den Flüchtlingsbooten, die Tag für Tag über's Mittelmeer kommen – und häufig darin untergehen. Die Fragen nach dem Elend hinter der Flucht, nach den Ordnungen, die dieses Elend begünstigen. Die Frage, warum Menschen, nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen, oft so schlecht mit Macht und Einflussmöglichkeiten umgehen können, die treiben mich um, ohne dass ich Antworten finde. Manchmal wär's doch gut, Lämmlein sein zu können, dass sich über all das keine Gedanken machen muss.

Aber es ist uns nicht gegeben, und es gelingt uns nicht, uns dümmer zu stellen, als wir sind. Fragen wie diese beschäftigen uns, seit und weil wir Menschen sind, weil Gott uns mit ausgestattet hat mit Neugier und Verstand – und mit dem Auftrag, in seinem Namen unsere Welt und unser Miteinander zu gestalten.

Das ist keine Angelegenheit für Schafe – und allzuoft wird schmerzhaft deutlich, dass auch wir dabei an unsere Grenzen stoßen. Die Fragen von eben sind ja nicht nur meine, ich denke, ich teile sie mit vielen von Ihnen – und sicher könnten Sie noch vieles dazu legen.

Ich glaube, wir würden uns gut mit den Jüngern Jesu verstehen. In dieser Zeit nach Ostern, in der die Zeichen auf Abschied standen, hatten die es wohl mit der Angst zu tun bekommen. Sie konnten sich das nicht vorstellen, wie das gehen sollte – als Jünger leben ohne den Meister. Ja, sie hatten den Ostermorgen erlebt, der furchtbare Gedanke, es sei alles nur ein Irrtum gewesen, der quälte sie wohl nicht

mehr. Aber die Vorstellung, nun an Christi Statt in Worten und in Taten die Hoffnung vom Reich Gottes in die Welt tragen zu sollen, die schien doch zu gewaltig. Die Worte Jesu klangen ihnen noch in den Ohren: „Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so könnt ihr sagen zu diesem Berge: Heb dich dorthin!, so wird er sich heben.“ Aber wie Petrus nach zwei Schritten im See untergegangen war – das Bild hatten sie auch noch vor Augen. Und der war ja noch der Mutigste von ihnen allen gewesen.

Ihre Verzagtheit machte sie buchstäblich sprachlos. „ich hin zu dem, der mich gesandt hat; und niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin?“ Und in diese Stille hinein spricht Jesus zu ihnen. Keine einfachen Worte – einfach ist es nie, wenn Jesus im Johannesevangelium spricht - zunächst verstörende Worte wohl, aber Worte, die die Kraft hatten, die Jünger aufatmen zu lassen. Worte, die heute uns aufatmen lassen mögen.

Warum Gottes Geist, der Tröster, nur kommen kann, nachdem Jesus gegangen ist, das begreife ich nicht. Vielleicht muss ich es nicht. Aber gesagt sein will ich mir lassen, was dieser Geist die Jünger lehrt.

Drei Dinge sind das. Das erste: von der Sünde. Sünde ist, so lerne ich, nicht an Jesus zu glauben. Das klingt ganz banal, und meint doch so viel. Und birgt soviel Befreiung. Denn was Jesus da sagt, und was sein Geist uns begreifen lassen will, birgt ja auch eine Aussage darüber, was Sünde zunächst einmal nicht ist: Sünde ist nicht die falsche Tat, auch nicht die gut gemeinte, gescheiterte Tat. Sünde ist nicht, wenn ich zuwenig tue, zu wenig zustande bringe. Sünde ist - nicht an ihn zu glauben. Ihm nicht zu vertrauen – und stattdessen nur auf sich selbst zu setzen. Sünde ist, wenn die Jünger auf dem Weg den vergessen, der sie gesandt hat, und sie sich deswegen von Mutlosigkeit übermannen lassen. Sünde wäre es zu glauben, es wäre allein an uns, das Leid der Welt zu überwinden. Wir können von der Hoffnung auf das Reich Gottes erzählen, in dem nicht Gewalt, sondern Liebe herrschen wird, in dem wahrer Friede sein wird und Gerechtigkeit, und Gott gebe, dass uns diese Hoffnung beflügelt, um Taten der Liebe zu tun – aber dieses Reich wirklichkeit werden zu lassen, das ist nicht unsere Aufgabe. Das ist seine Sache - und Sünde ist, ihn nicht mehr auf der Rechnung zu haben und dann ob all des Elends in der Welt zu resignieren.

Das zweite, worauf der Jesus des Johannes die Jünger vorbereitet: über die Gerechtigkeit: dass Jesus zum Vater geht und wir ihn hinfort nicht sehen. Ich freue mich darauf, dass mir Johannes dereinst erklären wird, wie ich das verstehen soll.

Das dritte; über das Gericht: dass der Fürst dieser Welt gerichtet ist. Das ist ein großer Satz. Darauf steht unser Glaube, unser Christsein. Dass im Licht des Ostermorgens das Urteil gesprochen ist über den Tod, dass seit diesem Tag seine zerstörerische Macht überwunden ist und er in der Geschichte Jesu, in der Geschichte Gottes mit den Menschen nicht das letzte Wort behalten hat und es nicht behalten wird, in dieser Hoffnung leben wir. In dieser Hoffnung, nicht in dieser Wirklichkeit. Der Augenschein, all die offenen Fragen, die ohne Antwort

bleiben, all das immer noch und jeden Tag neu zum Himmel schreiende Leid dieser Welt stellen die Hoffnung in Frage, ja, sie sprechen ihr Hohn.

An ihr festzuhalten, obwohl man eine Zeitung lesen und die Nachrichtensendungen im Fernsehen einschalten kann – dazu muss man entweder dumm sein wie ein Schaf – oder da ist etwas anderes in einem, etwas, das einem schenkt, vertrauen zu können, wie Kinder vertrauen. Es braucht Gott, seinen Geist in uns, um uns zu bewahren. Und er hat ihn uns verheißen, und er weht, wo er wehen darf. Gott sei Dank.

Amen